

Wenn man es genau nimmt, dann ist Gehen einfach nur furchtbar gewöhnlich. Eine bürgerliche, ja geradezu bäuerliche Art der Fortbewegung. Schlimmer noch als Busfahren, auch wenn nichts gegen den stinkenden Atem der öffentlichen Verkehrsbetriebe ankommt, diese Mischung aus Abgasen, Flatulenzen und dem Schweiß des Gegenübers. Doch das Gehen war mir schlichtweg zu gängig, zu geläufig.

Letzterer Vergleich war jedes Mal der Punkt meines Vortrags, an dem meine Mutter kurz in ihrer Hausarbeit innehielt, zumeist den Wäschekorb, einen Mülleimer, oder mein Bein in den Händen, und die Augen verdrehte. Etwas dick aufgetragen, zugegeben, aber er hinkte nicht, der Vergleich. Und es war ja nicht meine Schuld, dass die deutsche Sprache gefühlt dreitausend Worte dem *Gehen* entlehnt hat, *raus-gehen*, *fehl-gehen*, *kaputt-gehen*, *hops-gehen*, sich die Begrifflichkeit von einer Fortbewegung zu einem Status-Quo gewandelt hat. *Wie geht's? – Läuft*. Und das merkst du erst dann, wenn's bei dir halt nicht mehr läuft.

Ich jedenfalls bevorzugte es, mich chauffieren zu lassen. Zumeist in der familieneigenen Oberklasse, aber in Ausnahmefällen eben auch im Bus. Erst gestern war ich im Internet auf die Kumari gestoßen, lebende Göttinnen in Nepal, die auf Sänften getragen werden, weil der Boden schlicht zu unrein für ihre gehobene Stellung war. Auch dass ein Mittel der Fortbewegung, welches ich nicht ablehnen würde.

„Du bist aber keine Göttin“, sagte meine Mutter, die sich meine Tirade bis zu diesem Punkt schweigend angehört hatte.

Wir führten diese Konversation häufig, zuletzt während jeder meiner obligatorischen Gymnastikeinheiten. Auch jetzt ruhte mein rechtes Bein auf Mutters Schulter, lang gestreckt, und sie führte es bedächtig in Richtung meines Torsos.

„Woher willst du das wissen?“, fragte ich. Sie umfasste mein Knie mit beiden Händen, stützte es und schob mein Bein noch ein wenig weiter vor. Ich verspürte ein leichtes Ziehen hinten im Oberschenkel und musste wohl das Gesicht verzogen haben, denn meine Mutter nickte zufrieden. Vorsichtig legte sie das Bein ab um ihre sadistische Prozedur mit dem anderen zu wiederholen.

„Ich habe dich geboren“, sagte sie dann. „Dank deiner Dickköpfigkeit erinnere ich mich an jede Sekunde davon. Und eine Göttin bin ich ganz sicher nicht.“

„Die Kumari sind unabhängig des gesellschaftlichen Standes, in welchen sie geboren wurden“, gab ich zu bedenken.

„Des *Standes*?“ Meine Mutter sah mich amüsiert an. Ich hatte meine rhetorische Insuffizienz unlängst selbst bemerkt und fand, sie hätte sich die Ironie ruhig sparen können. Fast war ich

ingeschnappt, aber dann erinnerte ich mich daran, dass vor der Ironie die Wut gewesen war und davor die Traurigkeit und da war mir die Ironie lieber.

„Du weißt, was ich meine“, sagte ich.

Meine Mutter seufzte. „Ich weiß immer, was du meinst.“

Wie gesagt, wir führten diese Diskussion häufig. Seit mein behandelnder Arzt vor nunmehr sieben Wochen verkündet hatte, dass ich vielleicht doch wieder laufen könnte, nachdem es für ein knappes Jahr in etwa so mies ausgesehen hatte, wie es eben aussehen kann, wenn dich ein betrunkenen Autofahrer umnietet und dir die Wirbelsäule zertrümmert. *Du neigst zu Übertreibungen*, pflegte meine Mutter in solchen Momenten zu sagen. Und gut, es waren *nur* vier Wirbel (neben zwei Beinen, fünf Rippen und einer Schulter) aber wir wollen ja nicht kleinlich sein. Die Geschichte mit den Kumari, die war jedenfalls neu. Hatte ich erst gestern Nacht gefunden, auf meiner Recherche nach weiteren Gründen, warum genau Gehen die denkbar ungesundeste Art der Fortbewegung ist. Mein Unfall schien meine Mutter davon schließlich nicht restlos überzeugt zu haben. Und es war ja nicht bloß die Tatsache, dass Gehen nun wirklich arg proletarisch daher kam, quasi der David unter den Straßengoliaths, oder dass ich die Mühe scheute oder mich gar schämte. Herrgott, nach der Zeit mit den Bettpfannen hatte ich so ziemlich jedes Schamgefühl verloren, was bei einer Siebzehnjährigen, meine Mutter wurde nie müde mich darauf hinzuweisen, in übertriebenem Maße vorhanden war. Es war der Konjunktiv, der mir nicht gefiel. Wieder laufen zu lernen war eine Möglichkeit, kein Versprechen. Ein *könnte*, kein *auf jeden Fall*.

„Was, wenn es nicht klappt?“, fragte ich.

Meine Mutter strich mir aufmunternd über die Kniekehle, weil sie wusste, dass ich dort am meisten spürte. „Niemand sollte zweimal im Leben laufen lernen“, sagte sie dann. „Aber wenn es einer schafft, dann du.“

„Woher willst du das wissen?“, murrte ich, um meine Angst zu verbergen. Ich wollte kein zweites Mal laufen lernen. Als Kleinkind war das niedlich, mit siebzehn traurig. Und noch weniger wollte ich, dass alle Mühen umsonst wären, alles Hoffen vergebens, meins und das meiner Mutter, wo ich mich doch gerade so nett mit meinem rollbaren Untersatz angefreundet hatte.

„Weil du es schon mal geschafft hast“, antwortete meine Mutter. „Und glaub ja nicht, dass das einfach gewesen wäre. Wir haben schon gedacht, dass mit dir irgendetwas nicht stimmt, aber der Arzt hat gemeint, du seist einfach nur untalentiert.“

„Na ganz toll...“

„Der Arzt hat auch gesagt“, fuhr meine Mutter unbeirrt fort, „dass es beim Gehen ganz egal ist, wie untalentierte man ist, solange du nur nicht damit aufhörst, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Schritt für Schritt. Und das hast du nicht. Und das wirst du diesmal auch nicht, egal wie furchtbar ungeschickt du dich anstellen wirst.“

Sie lachte und zugleich wurden ihre Augen feucht.

Ich schluckte, konnte jedoch nicht verhindern, dass auch mir die Tränen kamen. Es war einfach so verdammt unfair. Niemand sollte zweimal laufen lernen. Aber es sollte auch niemand seinem Kind ein zweites Mal das Laufen beibringen müssen.

„Okay“, sagte ich, nachdem meine Mutter mir in eine sitzende Position geholfen hatte.

Und dann mühte ich mir ein Grinsen ab. „Los *geht's*.“